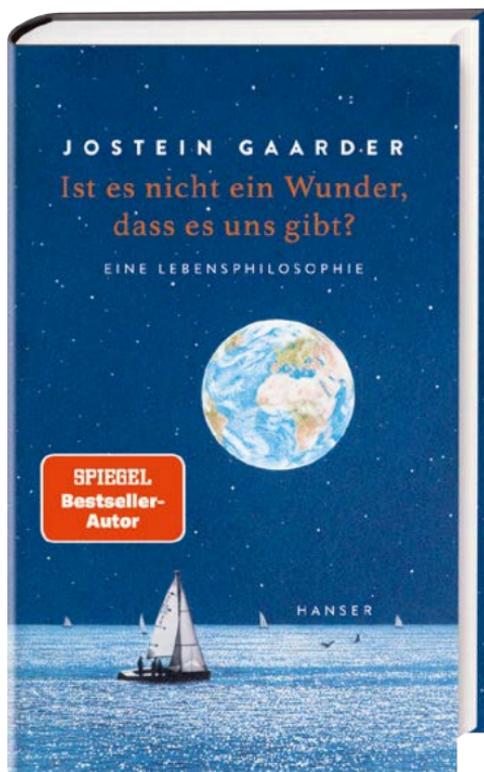


Leseprobe aus:

Jostein Gaarder

Ist es nicht ein Wunder, dass es uns gibt?



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER

JUSTEIN GAARDER

Ist es nicht ein Wunder,
dass es uns gibt?

EINE LEBENSPHILOSOPHIE

Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs

Hanser

Die norwegische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Det er vi som er her nå bei Kagge Forlag, Oslo.

Die deutsche Ausgabe wurde
finanziell gefördert durch



1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27714-4

© 2021 Jostein Gaarder

Published in agreement with Oslo Literary Agency.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: formlabor, Hamburg

Illustration: Quint Buchholz

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

INHALT

Eine Zauberwelt	14
Marienkäfer	20
Der Gedankenleser	24
Mein Großvater	33
Parapsychologie	38
Das Übernatürliche	43
Die Erdkugel	53
Das Chronometer	57
Zeit und Raum	64
Geologische Zeit	72
Funksignale	84
Die Belastbarkeit des Planeten	91
Optische Fossilien	103
Ratatosk	110
Der Orthopäde und der Astronaut	118
Neun Gehirne	123
Berechtigte Fragen	135
Abendglühen	151

Mein besonders herzlicher Dank gilt Anne Sverdrup-Thygesen, Dag O. Hessen und Øystein Elgarøy, die bereitwillig das Manuskript zu diesem Buch gelesen und kluge, humorvolle und kenntnisreiche Kommentare beigesteuert haben.

J. G.

VORWORT

*Leo, Aurora, Noah, Alba, Julia und Máni,
ihr Lieben alle!*

Jetzt habe ich mich vor den Computer gesetzt, um euch einen Brief zu schreiben, und dabei kitzelt es mich ein bisschen im Bauch. Es kommt mir seltsam vor, auf diese Weise mit euch in Kontakt zu treten.

Ich habe nämlich vor, aus diesem Brief an euch ein kleines Buch zu machen, das auch andere Menschen lesen können. Ein solcher Text, der für alle zugänglich ist, obwohl er sich eigentlich an einen bestimmten Menschen richtet, wird auch ein »offener Brief« genannt.

Ihr werdet ihn also nicht lesen können, ehe er gedruckt ist. Aber das wird euch nicht weiter stören, denn ich werde euch nichts von diesem Buch erzählen, solange es nicht in einem Verlag veröffentlicht ist. Ich freue mich darauf, es jeder und jedem von euch in die Hände zu drücken, und ich kann mir vorstellen, dass es ein feierlicher Augenblick sein wird, für euch und für mich. Entweder könnt ihr diesen Brief dann jeweils allein entgegennehmen, oder wir machen ein großes Fest daraus.

Ich schreibe nicht zum ersten Mal so einen literarischen Brief. Mehrere meiner Bücher hatten diese Form, aber sie waren an Personen gerichtet, die ich mir ausgedacht hatte.

Die einzige Ausnahme war der Brief einer Frau – und es hat mir Spaß gemacht, mich in diese Rolle zu versetzen – an einen berühmten Bischof und »Kirchenvater«, der vor sechzehnhundert Jahren in Nordafrika gelebt hat. Ich wollte dieser Frau sozusagen eine Stimme geben. Sie war eine reale Person, die wir aus den *Bekenntnissen* des Bischofs kennen, aber wir wissen über sie eigentlich nur, dass dieser Mann sie eines Tages nach langjährigem Zusammenleben einfach vor die Tür setzte. Wir kennen nicht einmal ihren Namen, in meinem Buch *Das Leben ist kurz* habe ich sie Floria Aemilia genannt.

Der Bischof konnte diesen Brief von Floria natürlich niemals lesen, aber ich wollte seinen heutigen Anhängern diese Chance geben, und es könnte ja durchaus sein, dass Augustinus, so hieß er, wirklich einen Brief von dieser unglücklichen Frau bekommen hat, die er einmal so sehr geliebt hatte. Der Kirchenvater aber hatte beschlossen, auf ein ewiges Leben im Jenseits zu setzen statt auf die Liebe zu einer Frau im diesseitigen Leben. Er vertrat nämlich die Ansicht, das eine könne ein Hindernis für das andere sein.

Für uns ist die Beobachtung wichtig, dass er so viel von seinem Leben in dieser Welt für seine Vorstellungen von einer *anderen* Welt geopfert hat. Diese Problematik ist auch nach über sechzehnhundert Jahren noch aktuell, und dieses Buch hier wird unter anderem von solchen lebensphilosophischen Fragen handeln.

Es ist eine ganz neue Erfahrung für mich, an junge Menschen zu schreiben, die heute leben und die ich gut kenne. Während ich diesen offenen Brief schreibe, seid ihr, drei Mädchen und drei Jungen, zwischen ein paar Wochen und fast achtzehn Jahren alt. Aber ihr habt eine Gemeinsamkeit – nein, nicht nur, dass ich euer Großvater bin –, ich denke an etwas anderes und viel Wichtigeres: Ihr wurdet alle im 21. Jahrhundert geboren. Ihr werdet, zumindest die meisten von euch, dieses ganze Jahrhundert durchleben, ehe ihr in euren alten Tagen hoffentlich noch einen Blick ins 22. Jahrhundert werfen könnt.

Ich selbst wurde mitten im 20. Jahrhundert geboren. Also muss ich in diesem Buch einen Bogen über mehr als hundertfünfzig Jahre schlagen. Ich würde, ohne zu zögern, behaupten, dass diese hundertfünfzig Jahre zu den entscheidenden Jahren in der Geschichte der Menschheit und damit auch in der Geschichte unseres Planeten gehören könnten.

Ich habe euch etwas zu erzählen, und ich habe ein kleines Bündel an Themen, das ich euch gern vorlegen möchte. Es sind verschiedene Blickwinkel auf das Leben, auf die menschliche Zivilisation und auf unseren eigenen verletzlichen Planeten im Weltraum. Ich werde versuchen, mich jeweils auf ein klar umrissenes Thema zu konzentrieren, aber ich möchte das Ganze auch als eine mehr oder weniger zusammenhängende Überlegung darstellen. Unterwegs werde ich euch gelegentlich Fragen stellen. Bei manchen werde ich selbst die Antwort nicht mehr erfahren. Wenn ihr diesen Brief gegen Ende des 21. Jahrhunderts (noch einmal!) lest, werdet ihr viele dieser Antworten kennen. Aber versucht nicht, mir zu schrei-

ben. Die Antworten würden mich so wenig erreichen, wie Florias Brief den Bischof Augustinus erreichen konnte.

Man kann sich sehr gut an die eigenen Nachkommen oder an zukünftige Generationen wenden. Doch die, die nach uns kommen, werden uns keine Antwort mehr zurufen können.

Ich will euch gleich ein Beispiel dafür geben, was ich meine.

Wie wird die Welt gegen Ende des 21. Jahrhunderts aussehen?

Es lohnt sich sicher, diese Frage jetzt schon zu stellen – je eher, desto besser –, denn obwohl heute niemand die Antwort kennt, liegt es an uns, die wir jetzt leben, die Welt am Ende des 21. Jahrhunderts zu *erschaffen*. Na ja, das ist vielleicht eine ziemlich hochgestochene Formulierung, hochgestochener geht es kaum. Aber ihr versteht sicher, was ich meine, und dort, weit in der Zukunft, wird euch klar werden, warum ich mich so und nicht anders ausgedrückt habe.

Die Jüngsten von euch müssen ja noch ein paar Jahre warten, ehe sie lesen können, was ich hier schreibe. Ich wende mich heute also an meine erwachsenen Enkelkinder, und mit erwachsen meine ich so ungefähr sechzehn, siebzehn. Aurora und Leo sind schon alt genug, um mich auf meinem Gedankenflug zu begleiten, jedenfalls ein großes Stück weit. (Ab und zu werdet ihr allerdings etwas im Internet nachsehen müssen, denn ohne einige ungewohnte Wörter und Begriffe wird es nicht abgehen.) Ich hoffe aber, dass dieses Buch auch mehrmals gelesen werden kann, wenn ihr älter werdet und mehr Lebenserfahrung habt. Deshalb schreibe ich genauso an Noah,

Alba und Julia. Und an dich, kleiner Máni. Willkommen auf der Welt! Beim Schreiben habe ich euch alle vor Augen.

Ich habe sechs junge Gesichter vor mir, denen ich etwas sagen möchte. Was für eine Gelegenheit, was für ein Privileg! Sechs junge Weltbürger und Weltbürgerinnen!

EINE ZAUBERWELT

Ich bin in einer Gegend aufgewachsen, die einmal ein funkel-
nagelneuer Vorort von Oslo war. Tonsenhagen heißt dieser
Stadtteil, und ich bin mit drei oder vier Jahren dort hingezo-
gen. Etwa zehn Jahre habe ich dort gewohnt, und aus diesen
Kindertagen in der Satellitenstadt habe ich eine Reihe klarer,
aber unzusammenhängender Bilder behalten, die wie aus der
Tiefe eines dunklen Kaleidoskops aufsteigen.

Eines dieser Fragmente werde ich euch jetzt zeigen, es ist
eine meiner deutlichsten Erinnerungen.

Einmal, mitten am Tag, vielleicht war es ein Sonntag, sah ich
wie in einem Schock die Welt sozusagen zum ersten Mal. Es
war, als hätte ich die Augen in einer Zauberwelt aufgeschla-
gen. Der Gesang der Vögel klang plötzlich wie Flöten und
Glas. Auf den Straßen spielten die Kinder auf eine fast ver-
klärte Weise. Alles war Märchen, Wunder. Und hier war ich.
Ich befand mich auf der Innenseite eines tiefen, ergreifenden
Geheimnisses, in einem Rätsel, das niemand lösen konnte,
war darin eingekapselt, als hätte ich mich in eine andere
Wirklichkeit verirrt, in eine andere Blase, ein bisschen wie bei
Schneewittchen oder Aschenputtel. Rapunzel. Rotkäppchen.

Der Zauber war nur von sehr kurzer Dauer, aber der süße Schock steckte mir noch lange in den Knochen, und er hat mich seither nie mehr ganz losgelassen.

Innerhalb dieser wenigen Sekunden wusste ich zum ersten Mal, dass ich sterben würde. Das war der Preis dafür, dass ich auf der Welt war.

Ich befand mich hier in einem Märchen, und das war ein wunderbares Gefühl, wie die Erfüllung eines unmöglichen Wunsches. Aber auf dieser Welt war ich nur zu Besuch. Dieser Gedanke war unerträglich. Dass ich hier nicht zu Hause war, dass ich keine feste Bleibe besaß.

Ich hatte nur eine lose Verbindung zu dieser Welt, und die nur für kurze Zeit. Für mein kurzes Dasein.

Ich war allein auf der Welt, wie man allein in einem Traum ist. Wenn der Traum von anderen besucht wird – in Gastrollen des Traumes –, bleiben wir trotzdem uns selbst überlassen. Seelen fließen nicht ineinander, sie fließen nur – nebeneinander.

Etwas von dieser schläfrigen Distanz zu anderen Menschen spürte ich manchmal auch, wenn ich wach war. Und dennoch: Ich musste jemandem von dem erzählen, was ich erlebt hatte.

Aber ich versuchte das nicht bei meinen Freunden. Wie hätte ich denen das erklären sollen?

Auf dem Schulweg sprachen wir über Juri Gagarin – der im Weltraum gewesen war! –, über die Pferde auf der Trabrennbahn Bjerke oder über die Olympischen Winterspiele in Innsbruck ... Wenn wir einen Geigerzähler gehabt hätten,

glaubten wir, hätten wir eine Menge Uran finden und steinreich werden können ... und falls ein Rolls-Royce eine Panne hätte, würde sofort ein Hubschrauber mit Mechanikern angeschwebt kommen, um die Luxuskarre an Ort und Stelle zu reparieren ...

Ich konnte meinen Kumpels nicht anvertrauen, dass ich es »sonderbar« fand zu leben oder dass ich, ein gesunder Junge von elf oder zwölf, Angst vor dem Sterben hatte. Das hätte gegen unseren üblichen Jargon verstoßen, der ziemlich vorhersehbar war. Hier durfte kein Scheiß gebaut werden!

Also ging ich zu Lehrern und Eltern. Die mussten doch ein tieferes Verständnis für das haben, was mit Leben und Tod zu tun hatte. Die waren doch *erwachsen*!

Ich versuchte, sie herauszufordern. Ist es nicht sonderbar, dass wir leben?, fragte ich. Ist es nicht sonderbar, dass es diese Welt gibt? Oder dass es überhaupt etwas gibt?

Aber die Erwachsenen waren leerer als Kinder. Sie waren jedenfalls leerer, als ich mich selbst fühlte. Das musste daran liegen, dass sie aus diesen Fragen *herausgewachsen* waren.

Sie sahen mich an, als ob ich selbst sonderbar wäre.